

Mehr kann man aus dem Veranstaltungssaal des Pflegewohnheims „Am Kreuzberg“ kaum herausholen. Hier finden die Proben und später die Aufführungen eines Theaterensembles statt, das sich aus Heimbewohnern mit und ohne Demenz und aus professionellen Künstlern zusammensetzt und, wie es auf der Website des Papillons-Ensembles heißt, nach künstlerischen Darstellungsformen sucht, die bisher nicht realisierbar schienen.

Das klingt nach einem abgehobenen Anspruch, verweist aber nur auf die freudvoll praktizierte Neugier und seltene Zugewandtheit. Die Papillons (deutsch: Schmetterlinge) und ihre Regisseurin Christine Vogt suchen einfach dort nach Ausdrucksformen, wo ansonsten selten auch nur hingesehen wird.

Die ebenerdige Räumlichkeit umfasst zwei Stockwerke, strahlt helle und praktische Freundlichkeit aus, die stabilen Stühle sind Ton in Ton mit dem Bodenbelag und der Wandfarbe gehalten – alles irgendwie zwischen Milchkaffee und Karamell. Man kann oben durch eine Glaswand in die deutlich gemütlichere Bibliothek mit Bücherregalen, goldgerahmten Bildern und einem alten Radio blicken. Der Site-Specific-Clou aber ist die raumhohe Fensterfront, hinter der an diesem Tag die Hitze auf einem kleinen Vorplatz mit pflegeleichter Begrünung brütet.

In dem neuen Papillons-Projekt „Passagiere“ trennt diese Scheibe nicht nur Innen und Außen, sondern auch Früher und Heute, sogar Jenseits und Diesseits. Auch die Verdunklungsanlage hat ihren Einsatz und bringt sich metaphorisch ins Spiel, indem sie sich langsam elektrisch herabsenkt und so die Trennung zwischen den Sphären von Gedächtnis und Gegenwart trennt. Es ist, als schlossen sich sanfte Lider über müden Augen. Das passt zur Bühnenkunst und Lebenswelt der mehr oder weniger fortgeschritten dementen Pflegeheimbewohner.

Gleichwürdige Zusammenarbeit

Christine Vogt ist 1956 am Zürcher See geboren. Im Gespräch mit der Berliner Zeitung erzählt sie, wie sie im Alter von 15 Jahren mit dem Theater in Berührung kam. Damals nahm die Gymnasiastin an einem Schul-Theater-Modellversuch teil, den der nur fünf Jahre ältere Christoph Marthaler leitete. Schon damals habe sie begriffen, dass die Arbeit mit Laien durchaus professionelle und künstlerische Ansprüche erfüllen kann. Für sie macht dieser Anspruch erst den Sinn ihrer Arbeit aus. Es geht ihr nicht um Beschäftigung oder Therapie.

Die Erkenntnis begleitet sie durch ihr ganzes Berufs-, Bildungs- und Bühnenleben. Vogt hat sich im Grotowski-Körpertheater-Laboratorium als Schauspielerin ausbilden lassen, zog mit freien Gruppen durch die Lande, studierte Kunsttherapie in der Berliner HdK, heute UdK, bevor sie kurz nach der Wende das inklusive Berliner Theater Thikwa gründete und gleich mit der ersten Arbeit „Kaspar Hauser Resonanz“, die sie zusammen mit Robin Telfer inszenierte, den Förderpreis der Karl-Hofer-Gesellschaft erhielt, was viel Aufmerksamkeit schuf und den Zugang zum institutionellen Theater öffnete.

Vogt blieb 14 Jahre bei den Thikwa, bevor sie sich losriss und wieder in Bewegung setzte, ihren Kulturwissenschaftsmaster an der Viadrina in Frankfurt (Oder) machte, bei Piloti Storti, einem Theater der Spatikerhilfe, inszenierte, durch Osteuropa reiste, unter anderem in Wien dozierte und überall versuchte, den Thikwa-Keim zu setzen – die gemeinsame, gleichwürdige künstlerische Arbeit von Laien und Profis mit und ohne Behinderung.

Als ihre Eltern ins Pflegeheim kamen, begegnete sie einer dementen Frau, deren Geisteszustand zwischen Präsenz und Abwesenheit sie derart faszinierte, dass sie seit 2010 vor allem mit dementen Menschen arbeitet und biografiebasiertes Theater macht. Zuerst reiste sie mit der Idee herum und setzte sie in Berliner, Brandenburger und Schweizer Heimen um; 2015 schlug sie Wurzeln in dem Kreuzberger Pflegewohnheim, fand mit der Stiftung Unionhilfswerk Berlin einen Träger, der sie dabei unterstützt, die nötigen Finanzen aufzutreiben, um diese Arbeit zu verstetigen, das heißt, ein Ensemble aufzubauen und mit ihm dauerhaft zusammenzuarbeiten.

An Fördermittel für die Arbeit mit Alten heranzukommen, sagt sie, sei viel schwieriger als für Projekte mit Menschen mit Behinderungen. Der Status der Menschen in ihrer letzten Lebensphase ist in Deutschland mies, sie werden von der leistungsstragenden Gesellschaftsschicht ignoriert und, wo es nur geht, aus der Sichtbarkeit verdrängt. Als könnte man damit die eigene Zukunft und den Tod verbannen. Christine Vogt, die schon viele ihrer Schmetterlinge



Udo Thiel, Mitglied des Papillons-Ensembles, mit einer Heerschar von jungen Schutzengel-Darstellern

CHRISTA MAYER

Die Pracht des Augenblicks

Das Spiel mit den Erinnerungen hört nie auf: Die Regisseurin Christine Vogt macht mit dementen Bewohnern eines Kreuzberger Pflegewohnheims Theater. Ein Probenbesuch beim Papillons-Ensemble

ULRICH SEIDLER

Da irgendwo liegt die Kraft des Theaterspiels, das den Lebenssinn überhaupt erst spürbar macht: im doppelten Blick, in der Wiederholung, in der Reflexion, in der Erinnerung.

verabschieden musste, nennt den Tod ihren Mitspieler.

Also zurück ins Pflegewohnheim „Am Kreuzberg“. Hier, am Originalschauplatz, und nicht etwa in Theatersälen, zeigt Vogt ihre Inszenierungen, auch um das Publikum in diese Welt hineinzulocken. Ihre langjährige Ausstatterin Silja Landsberg nutzt den Raum und seine Atmosphäre als miterzählende Gegebenheit, viel mehr braucht sie nicht: ein paar Papphocker, die man auch als Kartons benutzen und zu einem Altar aufstapeln kann, der nach und nach mit Fundstücken dekoriert wird. Mit Objekten, die mit Erinnerungen aufgeladen sind und die helfen, einen Kontakt zur Vergangenheit herzustellen, über den auch die Zuschauer an die Kindheitswelten der Heimbewohner andocken können. Und nicht nur die.

Damit der Bewusstseinsstrom ins Fließen kommt, ist jedem alten Spieler ein junger zugeordnet. Kinder und Jugendliche im Alter von sieben bis 13 Jahren fungieren

in der Inszenierung als Engel, die ihren Schützlingen Fragen stellen und ihnen helfen, in die Erzählung ihrer Biografie zurückzufinden. Nicht selten reicht ein kleiner Frageanstoß, und die Geschichte fließt. Manchmal braucht es mehr grabende Nachfragen, aber so oder so zeigt sich, dass die Kindheitserinnerungen für die Heimbewohner präsenter sind als das, was ihnen eben erst widerfahren und schon wieder aus dem Kurzzeitgedächtnis gelöscht ist.

Bei den Proben gibt es viel Hin und Her, Dinge sind abzusprechen, Ideen zu bewerten, Musik- und Textsätze zu korrigieren. Die doofen Mikros stören, aber ohne geht es nicht. Die Probenzeit ist knapp, nicht wegen der Heimbewohner, sondern wegen der Kinder und Jugendlichen, deren Alltag von Terminen eng strukturiert ist. Christine Vogt arrangiert und erfindet mit viel Energie und fröhlicher Resoltheit aus dem Flow des Augenblicks – und nicht übertrieben systematisch.

Sie nimmt Einfälle auf, wirft andere weg, fügt die Sätze zu Szenen zusammen und in den lockeren Rahmen, der sich leicht erweitern lässt und von dem Schauspieler Michael Hanemann und dem Musiker Boris Bergmann gehalten wird. Hanemann agiert als eine Art Maître de la mémoire und schlüpft in verschiedene Rollen, während Bergmann live am Klavier improvisiert und eigens komponierte Variationen mit dem melodischen Material von Kinderliedern der Alten spielt.

Was für ein flüchtig Ding die Aufmerksamkeit ist, kann man in den Gesichtern der Heimbewohner sehen: wie sie die Regisseurin ansehen und ihr zuhören. Wie sie sie dann nur noch ansehen, ohne ihr zuzuhören. Wie der Blick wandert, wie sie dann die Augen zwar noch offenhalten, aber nur so, ohne etwas wahrzunehmen, dann vielleicht auch mal kurz die Lider senken. Wie sie dann neu aufblicken, sich umschaun, den Nebenmann wie einen Unbekannten begrüßen, ihre Situation zu rekapitulieren und sich auch mal erschöpft und selbstvergessen in die Orientierungslosigkeit fallen lassen.

Da hilft das freundliche Gesicht von einem jungen Menschen, der sie auf die Zeit anspricht, in der sie selbst so jung waren, das gibt identifikatorischen Halt und öffnet die Fenster und Zeiträume. Es schiebt sich der dunkle Gedanke an die Corona-Zeit herein, an das verheerende, in seiner fatalen Wirkung noch gar nicht absehbare Kontaktverbot, mit dem besonders vulnerablen Alte zu ihrem Schutz isoliert wurden.

„Herbert“, fragt ein vielleicht elfjähriges Mädchen, „was ist das da in deiner Hand?“ Herbert W. guckt selbst nach und überlegt, was seine Hand da hält. Es ist ein Spielzeugknochen, der ihn an seinen Hund erinnert. Einen Pudel. „Erzähl mal, was dein Pudel gemacht hat!“ Herbert W. kramt schnell in seinem Gedächtnis – von außen ist nicht zu entscheiden, ob in seinem Kurz- oder Langzeitgedächtnis – und greift zu der Geschichte, die er offenbar schon öfter erzählt hat: Wie der Pudel eines Tages weggelaufen ist, wie er ihn überall gesucht und schließlich beim Schlachthaus gefunden hat, wo der Hund um Fleisch bettelte.

„Wie hat er gebettelt?“, wird Herbert W. gefragt, und er guckt in die Luft und winselt und jault ganz zart. Man könnte einen Augenblick lang vergessen, dass er seinen Hund imitiert, und denken, dass er es selbst ist, der da winselt und jault – leidend an der grausamen Unerfüllbarkeit seines sehnsüchtigen Wunsches. Und das zerbricht einem das Herz. Aber dann kommt der Schutzengel wieder zum Einsatz und löst die Situation auf. Er lässt sich den Knochen zeigen, und die beiden werfen ihn einander zu.

Symbolische Aufladung

Nach einem ähnlichen Prinzip werden immer neue Erinnerungsschlaglichter angeschaltet, strahlen mit großer Klarheit erst vor dem inneren Auge, und werden dann von den Kindern andeutungsweise in Gestalt gebracht und in die Gegenwart geholt. Ein Schlüssel erinnert Udo Thiel an seine Flucht aus Polen und die glückliche Unterkunft in einer verwaisten Judenschule; ein Modellflugzeug verbindet Thorsten Schüler mit seinem Vater, der im Zweiten Weltkrieg als Pilot kämpfte und die Leidenschaft fürs Fliegen an seinen Sohn weitergab.

Das Geräusch eines Besens löst die Wochenatmosphäre aus Elvira Werthmüllers Kindheit in die Gegenwart, wie sie sonabendvormittags ums ganze Haus herum kehren musste und dabei dem Akkordeonspiel ihres Nachbarn lauschte. Ein Kanten Brot holt den Hunger von Ekkehardt Walkenhorst zurück; ein Zeugnis verjüngt Bernd Leichsenring aus Freiberg wieder zu einem Kind, das sich über das Lob des strengen Vaters freut. Es ist erstaunlich, wie jedes kleine Objekt eine erst kleine Erinnerung aufschließt, die dann wiederum als Gleichnis genommen werden kann und symbolische Aufladung erfährt.

Da irgendwo liegt die Kraft des Theaterspiels, das den Lebenssinn überhaupt erst spürbar macht: im doppelten Blick, in der Wiederholung, in der Reflexion, in der Erinnerung. Beim Zuschauen erfahren wir, wie die Zeit – jeweils eine knappe Lebensspanne – zu einem Augenblick zusammenschnürt. Das schafft ein Gefühl dafür, wie geräumig jeder Augenblick ist und wie erfüllt er sein könnte. Die Augenblicke, die die Heimbewohner und alle Mitwirkenden bei diesem Papillons-Projekt sammeln, sind erfüllt und prächtig. Als Bernd Leichsenring bei der Feedbackrunde um ein Schlusswort gebeten wird, sagt er: „Ich fühle mich hier saupudelwohl.“

Passagiere. 23., 24., 30. Juni, 1. Juli, jeweils 18 Uhr im Pflegewohnheim „Am Kreuzberg“, Fidicinstraße 2, Karten unter Tel.: 42 26 57 15. Spenden für das Ensemble Papillons kann man beim Unionhilfswerk.